

## Umgang mit Behinderung in fremden Kulturen

Wie Nicht-Behinderte mit einem behinderten Menschen umgehen, hängt sehr stark von den Grundwerten einer Kultur ab. In unserer Kultur stehen derzeit zum Beispiel die folgenden Grundwerte besonders hoch im Kurs: Effizienz, Schnelligkeit und individuelle Gewinnmaximierung. Es scheint mir lohnend, an dieser Stelle einmal aufzuzeigen, dass es Kulturen gibt, die ganz anders mit Behinderung umgehen.

Als ein Beispiel nehme ich die Kallawaya-Kultur in den Hochanden Boliviens, also die der Nachfahren der Inka-Indianer. Ich kenne diese Kultur aus einem mehrwöchigen Besuch sowie aus den zwölf Büchern, die meine Frau – Prof. Dr. Ina Rösing, im Folgenden kurz „Do“ genannt – darüber veröffentlicht hat. Sie hat als Kulturanthropologin in jahrelanger Feldforschung die Menschen in dieser Region studiert und beschrieben. Der wichtigste Grundwert dieser Kultur ist die kollektive Reziprozität.

Die Indianer der Kallawaya-Region sprechen auch heute noch ihre traditionelle Sprache, Quechua. Sie leben von Ackerbau und Viehzucht. Ihr Hauptnahrungsmittel ist die Kartoffel. Kräuter gibt es in Überfülle, ein wenig Gemüse nur auf einigen Höhen, Fleisch sehr wenig; denn der gesamte Erlös vom Verkauf der Weidetiere, vor allem den Lama- und Alpakaherden, wird für den Lebensunterhalt gebraucht.

Die Dörfer, welche meist nur 20 bis 30 Familien umfassen, liegen auf Höhen zwischen 3500 und 4300 m in einer sehr zerklüfteten Bergwelt, der so genannten Apolobamba-Kordillere. Abgesehen von wenigen Schotterstraßen sind es meist nur schmale Saumpfade, welche die Dörfer untereinander verbinden.

Die Felder einer Familie sind oft mehrere kleine Parzellen, die weit voneinander verstreut liegen, so dass man für die Feldarbeit heute vielleicht einen langen Marsch gen Osten, morgen einen gen Westen unternehmen muss. Ebenso müssen zum Erreichen des raren Weidelands lange Wege überwunden werden. Oft sind es Tageswanderungen, so dass die Hirten (es sind meist Kinder) über Nacht draußen bleiben.

Die Familien sind kinderreich – und alle Kinder werden auch ab drei, vier oder fünf Jahren mit in die Arbeit eingespannt: Wasser von den Quellen holen, Reisig oder Dung für das Herdfeuer suchen, Schafe weiden, auf die jüngeren Geschwister aufpassen, bei der Ackerarbeit helfen. Jeder wird gebraucht, jeder muss anpacken.

Das Klima ist rau. Es gibt die Trockenzeit, bei der die Temperaturen nachts bis auf  $-10^{\circ}\text{C}$  oder, auf den höher gelegenen Alpakaweiden, auf  $-20^{\circ}$  rutschen können (am Tag aber auch bis auf  $+25$  bis  $30^{\circ}$  steigen); und die Regenzeit, die viel unangenehmer

ist: Dann sind die Temperaturen zwar immer knapp über Null, aber es kann wochenlang nicht aufhören zu regnen.

Die Hütten sind etwa 12 bis 20 qm<sup>2</sup> groß. Fließendes Wasser, Elektrizität, Heizung gibt es nicht. Gekocht wird auf dem offenen Feuer des Lehmziegelherdes. Meist dient ein einziger Raum zum Leben, Essen und Schlafen. Hier wird gearbeitet, geschwätzt, geliebt, geboren, gestorben.

Dort also gilt der Grundwert der kollektiven Reziprozität. Was heißt das? Reziprozität bedeutet: Du gibst mir, ich gebe dir. Gibst du mir nichts, bekommst du nichts von mir. So einfach ist das Prinzip, ein hoch verbindlicher Wert des gegenseitigen Gebens und Nehmens. Kollektiv heißt, er gilt für Familie, Dorfgemeinschaft und auch ganz konsequent für die Beziehung der Menschen zu den Göttern.

Die erste positive Erfahrung, die ich als Rollstuhlfahrer in dieser Kultur des verpflichtenden und ausgewogenen Nehmens und Gebens machte, war die Leichtigkeit, mit der Do vier Indianer auftreiben konnte, die mich immer begleiteten, trugen, aufs Pferd hoben, in den Jeep hievten und mir auch sonst jede nötige Hilfe erwiesen. Die war permanent gefragt, denn auf 4000 m Höhe gibt es kaum mal einen Quadratmeter Fläche, wo man allein rollen kann. Diese vier Indianer aufzutreiben war deshalb so einfach, weil Do diesen ihren ahijados, rituell „angesohnten“ Patenkindern, zuvor schon viel gegeben hatte, zum Beispiel Schriftstücke verfasst, geholfen, wenn ein Kind krank war, und dergleichen. Es war deshalb selbstverständlich, dass diese vier Gefragten mir einige Wochen zur Verfügung standen – nicht etwa für „Gehalt“ – nein, wie in einer Familie.

Und wie sind sie dabei mit meiner Behinderung umgegangen? Diese war für sie das Natürlichste der Welt: weder verunsichert noch scheu noch neugierig waren sie. Auch dieser unaufdringliche Umgang mit Behinderung hat etwas mit dem Wert der Gegenseitigkeit zu tun. Das möchte ich ein wenig genauer an zwei behinderten Indianern erläutern, die ich dort kennen lernte, Nicasio und René.

Wie gesagt, muss jeder zum Überleben eines jeden etwas beitragen: Erst helfe ich dir auf deinem Feld, denn für dich allein ist es nicht zu schaffen. Dann helfen wir beide dem Juan, dann helfen du und Juan mir usw. Wer dieses Gegenseitig erfüllen

# SOPUR®



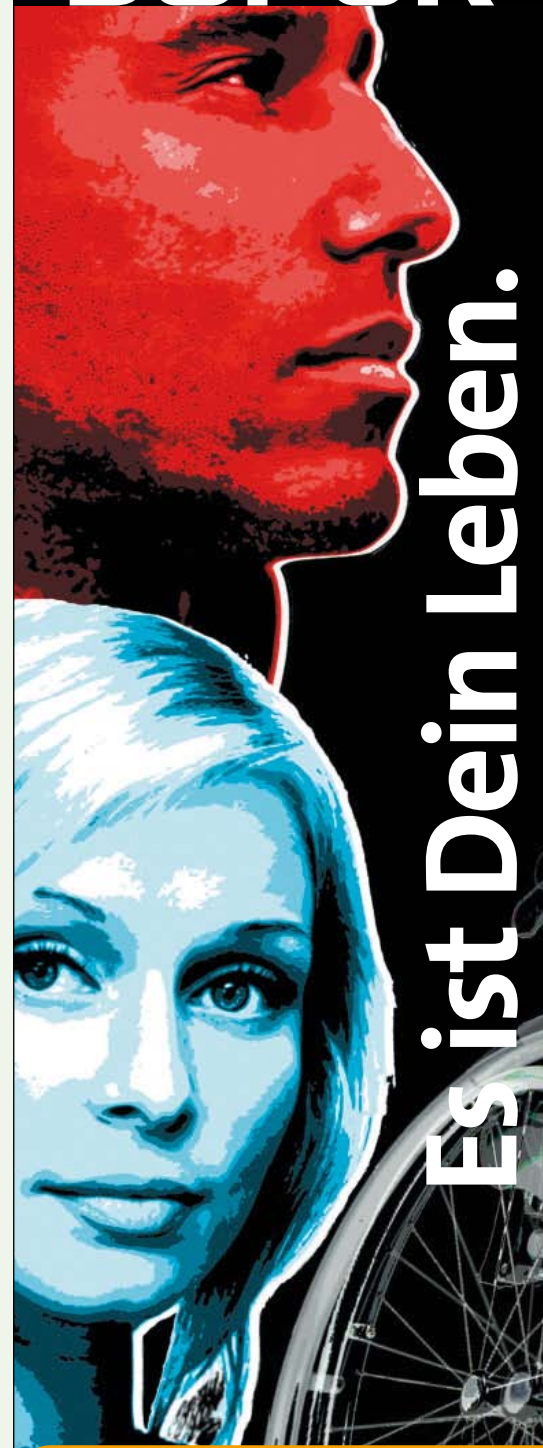
*Nicasio – immer ein strahlendes Lachen*

kann – ist nicht behindert. Dabei steht hier „Feldarbeit“ für alle anfallenden Arbeiten. Nicasio, ebenfalls einer von Dos vielen Patensöhnen, ist taubstumm. Er ist Mitte dreißig, unverheiratet, lebt in der Hütte seiner Mutter und seines verheirateten Bruders mit dessen sechs Kindern. Er kam taub auf die Welt und hat nie sprechen gelernt. Ein kleines Arsenal unartikulierter Laute macht seinen Wortschatz aus: Ja und Nein, Zustimmung und Protest. Den Protestlaut hört man ganz selten, denn Nicasio hat ein wirklich sonniges Gemüt. Mit seinem strahlenden Lachen weicht er jede grimmige Versammlung auf und öffnet alle Herzen (auch meines).

Nicasio ist kräftig gebaut und gesund. Er ist flink und fleißig. Er schafft wie drei auf dem Acker. Für sein Dorf läuft er tapfer die weitesten Strecken, um Botschaften zu überbringen oder Aufträge zu erfüllen. Natürlich kann er kein Amt bekleiden, bei dem man verhandeln oder gar eine Versammlung leiten muss. Aber im Bereich der sonstigen Arbeiten, auf dem Acker und bei Gemeinschaftsaufgaben für das Dorf, etwa nach Bergabstürzen Wege frei machen, Bewässerungskanäle reinigen, Überschwemmungsfolgen beseitigen, kann er mitarbeiten wie jeder andere. Deshalb gilt er als nicht behindert.

René ist etwa 30 Jahre, verheiratet, hat vier Kinder. In seiner Jugend hatte er Polio, seither ist sein rechtes Bein gelähmt und er schleppt sich mühsam auf einer Krücke und dem gesunden Bein vorwärts. Er ist so schwer körperbehindert, dass er Ackerarbeit, Viehhüten, Hüttenbau, die langen Wege in den Bergen und viele weitere normale alltägliche Anforderungen nicht bewältigt. Er kann also beim Bau der Dorfgemeinschaftshütte, bei dem alle Männer anpacken müssen, nicht physisch mithelfen. Dafür macht er Schreibarbeiten: Er führt die Listen, wer wann wie viel Gemeinschaftsarbeit beigetragen hat, er dirigiert die Essensversorgung der Männer und das Timing des erforderlichen Hausbau-rituals. Er betreut auch Gäste, wie zum Beispiel mich. Und, ganz wichtig: Er sorgt für Stimmung. Deshalb gilt auch er als nicht behindert.

Was kann er noch beitragen, wenn zum Beispiel Mithilfe beim Hausbau gefragt ist? Nun, in den Anden kann man nicht bauen, ohne die wichtigsten Gottheiten zu ehren und ihnen zu opfern, damit sie das Haus und alles, was künftig darin stattfindet, beschützen. Das ist die Reziprozität zwischen Menschen und Göttern: Opfer gegen Schutz. Die Bereitung von Opfergaben, die in eine Reihe von so genannten „Nestern“ eingelegt werden, greift alle Wünsche der Menschen auf, ja, macht sie eigentlich sichtbar in ihrer Gestaltung und hörbar im begleitenden Gebet. Es ist das ein lange andauernder, intensiver und vor allem ein gemeinschaftlicher Prozess. Da handelt nicht nur der Ritualist und die anderen sitzen passiv dabei und schauen zu, nein, alle sind ständig aktiv beteiligt bei der Bereitung der



Es ist Dein Leben.

Neon®  
Neon® Swing Away  
Argon®

Neon und Argon.

Die Kombination von perfektem Design und zahlreichen Einstellungsmöglichkeiten gewährleisten maximale Flexibilität.

[www.sopur-es-ist-dein-leben.de](http://www.sopur-es-ist-dein-leben.de)



kleinen Opfergaben („Ingredienzien“), die in die Nester gelegt werden müssen. Einige Männer suchen aus einem Sack gute Cocablätter aus, andere zupfen Blütenblätter, dritte zerkleinern den Lamatalg usw. Das jeweils Bereite wird zum Ritualisten gebracht, der immer

als erster mit der Belegung der Opfernester beginnt. Hat er alle mit dem ersten Ingredienz belegt, kommen alle anderen Männer der Reihe nach mit dem Belegen dran und das wiederholt sich immer wieder aufs Neue, für jede Ingredienz. Es gibt also keine steife „Gemeinde“, sondern alle sind immerzu und ständig in Bewegung in Richtung auf den Ort der Opferbereitung, kommen nahe, legen betend ihr Opfer ein, gehen zurück zu ihrem Platz.

Was macht René bei dieser Gelegenheit? Normale Teilnahme ist für ihn unmöglich, wo er doch nicht ständig hin- und herumpeln kann! Die andine Kultur kennt in der Versorgung der Götter das Vertretungsprinzip: Ein Mensch kann sich vor den Göttern vertreten lassen, wobei hinter diesem System der Vertretung Vorstellungen eines viel weiteren Körper-Ichs stehen, als wir das kennen. So ist dort etwa ein Kleidungsstück derart ein Teil seines Besitzers, dass ein hexerischer Akt, der in dessen Abwesenheit daran vollzogen wird, seinen Tod bewirken könnte! Andererseits bietet diese andine Vorstellung René auch hier eine Lösung. Er schickt – von Hand zu Hand – seine chuspa (Cocablätter-Tasche) nach vorn zum Ritualisten und aus dieser chuspa, die Teil von ihm ist, entnimmt dieser gute Blätter und legt sie ein ...



... aber manchmal ist menschliche Hilfe nicht zu ersetzen

In einem großen Dorf muss jeder eine lange Hierarchie von Ämtern durchlaufen. Ämter, die mit viel Herumlaufen im Dorf, mit Kontrolle von Feldern usw. zu tun haben, kann René nicht ausfüllen. Auch dafür gibt es Ausgleich. Er bringt etwas ein, was rares Gut in seinem Dorf ist: Die Fähigkeit zu schreiben und zu lesen. Denn diese hat er sich ganz früh als eine wichtige Ressource erkämpft. Zwar muss nach heutigem Gesetz jedes dortige Kind in die Schule, aber da die Kinder auch so dringend zum Hüten der Tiere, zur Ackerarbeit, zum Sammeln von Reisig usw. gebraucht werden, gehen sie sehr unregelmäßig hin. Nicht

so René. Und weiter: Nach Schulabschluss vergessen viele Kinder, die trotz Unregelmäßigkeit Lesen und Schreiben gelernt haben, diese Fähigkeiten wieder – es ist zu wenig Bedarf. René aber hat es durchgesetzt, eine fortbildende Schule besuchen zu dürfen. Er kann exzellent lesen und schreiben, deshalb ist er für sein ganzes Dorf wichtig.

So wird er dort nicht als minderwertig angesehen, in keiner Weise, nur als anders. Für die Kompensation seines Andersseins gibt es Regeln, die er erfüllt. Die Bilanz seines Beitrages zum Wohl des Dorfes – die Reziprozität – ist nicht gestört. Beide diese behinderten Menschen, Nicasio und René, finden vorzüglich Wege, zum Wohl der Gemeinschaft beizutragen. Sie geben und deshalb bekommen sie. Sie bekommen selbstverständlich auch die Schonung, die sie brauchen.

Und deshalb konnten die vier Indianer auch mit meiner Behinderung so gelassen umgehen. Ja, ich war ein vollwertiges Mitglied des Teams: meine Geselligkeit meine gute Laune, meine Plauderbereitschaft, meine stetige Mitberatung, wie und wann und wohin, meine Mitarbeit beim Auf und Ab – also mein Beitrag zur gemeinsamen Unternehmung, das war das Geben für das dann auch gegeben wurde.

Es war für mich eine eindrucksvolle Erfahrung. Aber eine dunkle Seite dieses Umgangs mit Behinderung auf der Basis der Reziprozität gibt es auch. Und es gibt ein Drittes in dieser Kultur: den Zusammenhang zwischen Behinderung und Sakralität. Aber diese Bereiche sollen in einem späteren Beitrag drankommen.

Ré

## Die Autoren

Prof. Dr. Ina Rösing (Do) und Prof. Dr. Reinhardt Rüdell (Ré) starten mit diesem Beitrag unsere Ré-Do-Kolumne, die auf der reichhaltigen Erfahrung zweier Menschen basiert, die sich sowohl beruflich wie privat mit anderen Kulturkreisen beschäftigen und diese hautnah erleben. Mal einzeln, mal gemeinsam schauen beide für unser Magazin über den bekannten Tellerrand.



„Als wir – Do und Ré – uns die ersten Male begegneten, sahen wir uns als so unterschiedliche Menschen an, dass es sich bei uns beiden, wie wir es mit Spott und Humor umschrieben, nur um Exemplare zweier gänzlich verschiedener Indianerstämme handeln konnte – zweier Indianerstämme mit jeweils ganz anderen Sitten und Gebräuchen, Lebens- und Denkweisen, Ess- und Fortbewegungsgewohnheiten.

«Welche Indianerstämme denn?» fragte Reinhardt. «Na, sagen wir, zum Beispiel Ré-Indianer und Do-Indianer!» So erfand es Ina, die Indianerforscherin, aus dem Stegreif. Und seitdem war Reinhardt ein Ré-Indianer und Ina eine Do ...“

Das Zitat stammt aus dem Buch:

Das Buch der sechszwanzig Beine

Ina Rösing/Reinhardt Rüdell, Quell Verlag, Stuttgart 1997